

Diakonats. Aber der diese Not sehr treffende Satz: »Ob geweiht oder nicht geweiht, das ist doch gleichgültig: wenn nur jemand kommt« ist kein Alibi, sich das Nachdenken über die Wiedereinführung des Diakonats zu schenken. Wir haben uns über unser Tun und *Unterlassen* Rechenschaft zu geben.

2. Der Diakonats als besonderer, beauftragter Dienst in der Wortverkündigung und in der Hilfe am Notleidenden hat ein ausgezeichnetes biblisches Fundament; er ist biblisch mindestens ebensogut bezeugt wie das Bischofsamt und besser als unser gegenwärtiges Priesteramt. Man muß daher sagen, daß der Diakonats nicht nur zu den Möglichkeiten, sondern zur eigentlichen Vollgestalt der Kirche gehört.

3. Es stimmt, daß es keine Dienste gibt, die im Unterschied zu Ungeweihten nur der Diakonats tun könnte. Aber daraus folgt nach meiner Ansicht gar nicht, daß einer der beiden, der Ungeweihte oder der Geweihte, weichen muß. Offenbar haben doch beide Weisen der Diensttätigkeit je nach der Situation ihre Vor- und Nachteile. Sie sollen durchaus konkurrieren, doch schließen sie sich nicht aus, sondern brauchen sich.

4. Um den Diakonats zu begründen, braucht also die Heranziehung des Ungeweihten zu Aufgaben des Diakonats durchaus nicht als Aushilfe und Notlösung qualifiziert werden.

5. Ebensovienig sollte man den Diakonats damit begründen, daß nur die Weihe die Gnade vermittele, die der braucht, der den Dienst ausübt. Gott ist frei in der Gabe seiner Gnade, auch ohne und sogar gegen das Sakrament. Aber das macht das Sakrament nicht überflüssig: die Gnade und den Auftrag sichtbar und so die Kirche als Leib Christi konkret zu machen, dazu sind die Sakramente da, nicht, oder nicht zuerst, zur individuellen Mitteilung der Gnade. »Sacramentum est in genere signi« – wir sollten endlich, statt nach der Wirkung im Individuum zu fragen, danach fragen, wieso das Sakrament für die Kirche »bezeichnend« ist.

6. Die Rede von der »seinsmäßigen Erhöhung« durch die Weihe mag ihren guten Sinn gehabt haben in einer Zeit, die statisch-ontologisch dachte und ständisch organisiert war, heute ist sie unverständlich und widerspricht der Erfahrung und der soziologischen Wirklichkeit. Praktisch führt sie, wie unverständene Tradition überhaupt, zum Klerikalismus, den der Artikel zu recht bekämpft.

7. Schließlich ist die Formel »Diakonie der Hierarchie« nicht vor Mißverständnissen gefeit: Man kann sie auch als die Trennung der Hierarchie in eine konkret dienende und eine ebenso konkret leitende und befehlende, aber vom Liebesgebot freigestellte Hierarchie verstehen. Diese Gefahr sieht die Autorin, und tatsächlich, würden die Bischöfe den Diakonats so verstehen, müßte man sich entschieden gegen seine Einführung wehren. Aber gemeint ist doch ge-

rade das Gegenteil: daß die Hierarchie, weil auch sie Kirche und nicht bloß Überbau ist, die Pflicht zum praktischen Dienst am Nächsten und zur Wortverkündigung in der konkreten Situation hat. (Wie sehr das früher bewußt war, beweisen die Viten und Legenden der vielen heiligen Bischöfe!) Sich zu dieser Pflicht zu bekennen und gerade ihre besten Kräfte in den Dienst dieser Pflicht zu stellen, das ist von der Amtskirche wie von der ganzen Kirche verlangt: der Amtsdiaconats ist dieses Bekenntnis der Amtskirche, und als dieses Bekenntnis ist er nötig.

Die Besorgnis der Autorin vor dem Klerikalismus der Diakone ist gewiß nicht unbegründet, ebensovienig ihr Einwand über die fehlende Anerkennung der Frau, die die gleichen Dienste tut. Doch dies klärt nicht das Problem, sondern verwirrt es, denn das sind ganz andere Fragen.

Schließlich darf eine mahnende Bitte an unsere Bischöfe nicht unausgesprochen bleiben. Es genügt nicht, den Diakonats zu *wollen*. Man muß sich bewußt werden, man muß es öffentlich und programmatisch vorlegen, *wie* man den Diakonats will. Man muß vor allem aufhören, die Dinge sich selbst entwickeln zu lassen. Der Konventikelbetrieb muß überwunden werden. Dazu braucht es Geld und vor allem befähigte, engagierte und dafür freigestellte Ausbilder, geweihte und nicht geweihte. Die vielen Möglichkeiten der vorhandenen Ausbildungsordnung sollten ausgeschöpft werden, z. B. soll der zukünftige Dienst als Diakonats schon während der Ausbildung getan werden, um Praxis- und Gemeindenähe der Ausbildung zu sichern. Ein einheitliches Vorgehen aller Bischöfe ist dabei weder notwendig noch wünschenswert. Die Ausbildung muß individueller werden, und sie muß spezifischer werden: sie soll weder Allround-Diakone noch Halb-Priester ergeben. – Es ist Zeit, daß etwas geschieht, denn die Not drängt.

Literaturbericht

RUDOLF PESCH, *Neuere Exegese – Verlust oder Gewinn?*, Herder-Verlag, Freiburg 1968.

Das Buch will, so sein Einbandtext – »für die neutestamentliche Exegese werben« und hat besonders den praktischen Theologen und interessierten Laien als Leser vor Augen.

Nach einem einleitenden Kapitel zur Frage

»Was ist Exegese?« wendet sich Pesch dem Thema »Entmythologisierung und Theologische Interpretation« zu und legt nach einem Beitrag »Zur Entstehung des Neuen Testaments« besonderes Gewicht auf die Evangelienauslegung. Dem Fragenkomplex »Zum Weg der modernen Evangelienforschung« folgt ein ausführlicher Auslegungsversuch, der an der Heilung der Schwiegermutter des Simon-Petrus ein Beispiel heutiger Synoptikerexegese gibt.

Man möchte diesem Buch sehr viele Leser wünschen, denn trotz der Fülle an Informationsliteratur über Aufgaben, Methoden und Ergebnisse der neueren Exegese kann der Brückenschlag zwischen der wissenschaftlichen Kritik und dem allgemeinen kirchlichen Glaubensbewußtsein nicht oft genug versucht werden. Prediger, Katecheten und interessierte Bibelleser werden gleichermaßen dafür dankbar sein, wenn ihnen immer wieder Hilfen für ein sachgemäßes Schriftverständnis angeboten werden. Für ein solches Verständnis ist natürlich vorausgesetzt, daß man die Exegese nicht überfordert, indem man von ihr eine Sicherung des Glaubens im Sinne eines theologischen Historismus erwartet. Notwendig dazu ist ebenso, daß man die Bibel nicht zu einem perspektivenlosen Einerlei erklärt, mit dem man dann ahistorisch argumentieren könnte. Bei diesen Fragen ist immer wieder anzusetzen, denn zu lange wurde die Bibel en bloc als Wort Gottes geglaubt und plötzlich wird sie von historischer Forschung in unzählige Schichten zerlegt, mit ihrer Umwelt verglichen, aus ihr heraus erklärt und schließlich radikal mit einem modernen Verstehenshorizont konfrontiert. Es ist nicht ohne Widerspruch zur Kenntnis genommen worden, daß die historisch-kritische Methode der wissenschaftlich einzig verantwortbare Weg sein soll, auf dem man der Bibel gerecht werden könne. »Werbung« für die neuere Exegese muß also dort beginnen, wo es um das Verständnis der Geschichtlichkeit der Bibel geht. Erst nach den Fragen der Text- und Literarkritik, nach form- und redaktionsgeschichtlichen Überlegungen kann es zu einem Nachvollzug der Gedanken eines Textes kommen. Es geht jedoch nicht an, nur die einzelnen Schichten, in denen sich die urchristliche Verkündigung niedergeschlagen hat, abzuheben, sondern die Texte sind zu übersetzen und auf den Sinn hin zu befragen, den sie für unsere gläubige Existenz heute haben. Pesch zeigt klar, daß der Exeget sich nicht mit der historischen Fragestellung begnügen darf, sondern mit seinem historisch-kritisch erarbeiteten Verständnis des Textes ins Gespräch mit der Sache selbst eintreten muß, die sich im und hinter dem Text bezeugt: dem Glauben an Jesus Christus. Von diesem Glauben aus können dann auch die historischen Bindungen an ein bestimmtes Welt- und Geschichtsbild relativiert und sogar »abgetan« werden (vgl. 35).

In seiner prägnanten Darstellung des Fragenkreises um die Entmythologisierung gibt Pesch auch eine Darstellung der Position Bultmanns, wiegt die Kritik an diesem gewissenhaft mit einer Antikritik ab und läßt keinen Zweifel darüber, daß man sich bei allen Vorbehalten und Korrekturen an dessen Programm (z. B. Ablehnung der Alternative: »historisch-objektiv« und »geschichtlich-existentiell«) nicht einfach in eine Fragestellung vor Bultmann zurückretten kann, z. B. in den alten Wunderglauben. »Entmythologisierung« ist die völlig »normale Aufgabe der Theologie« (53), denn der Exeget hat ja nicht bloß als Philologe und Historiker die Texte zu befragen, sondern muß als Theologe »heutigem theologischen Verstehen ebenso zeigen, was die Texte sagen wollen (nicht wollten)« (77).

Nach einer kurzen Orientierung über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons und der einzelnen Schriften nennt Pesch als das wichtigste Resultat der modernen Evangelienforschung die Erkenntnis der »Geschichtlichkeit der Evangelien« (112), die nicht allzu unbesehen mit »Historizität« gleichgesetzt werden kann. So erlaubt es auch der quasibiographische Aufriß des Markusevangeliums nicht, eine Vita Jesu zu schreiben (hier klaffen »Theorie« und »Praxis« besonders weit auseinander), denn die Evangelien haben in erster Linie Verkündigungscharakter und haben bereits eine ausgeprägte Verkündigungsgeschichte hinter sich. Die Überlieferung der Worte und Taten Jesu unterlag einem »vielfältigen, notwendigen Umformungsprozeß«, »der verhinderte, daß das Wort des Lebens ... im Buchstaben erstarrte« (138). Die letzte Stufe dieses Umformungsprozesses untersucht die jüngste Methode der Exegese, die Redaktionsgeschichte, welche erst seit einem Jahrzehnt die Theologie der einzelnen Evangelisten gebührend zu würdigen lehrt, indem sie genau die Umformung, Neuformulierung, Auslassung, Neukomposition etc. des Überlieferungstoffes im Aufbau der Evangelien studiert.

Die Notwendigkeit je neuer Auslegung wird nirgendwo so klar demonstriert wie in der Lebendigkeit biblischer Überlieferung. Und hier könnte auch der Praktiker mit Gewinn lernen, daß eine Neuverkündigung des mit den Texten Gemeinten immer die Spannung ertragen muß zwischen der Treue zur Geschichte und dem überlieferten Text einerseits und der ungeahnten Freiheit schöpferischen Verstehens andererseits, zu der sich der Gläubige befreit sieht, wenn er in Berührung mit dem Glauben kommt, der sich in den Aussagen der biblischen Autoren bezeugt. So gesehen kann die neuere Exegese nur ein Gewinn sein. – Man wäre Pesch jedoch dankbar, wenn er bei der Darlegung der neueren Exegese noch mehr an die Gebildeten unter ihren Verächtern gedacht und im einzel-

nen stärker den hypothetischen Charakter mancher Ergebnisse betont hätte, die beispielsweise von der englischen und skandinavischen Forschung noch immer mit Skepsis betrachtet werden.

Die ausgezeichnete Übersicht aber, welche dieses Buch über den Stand der deutschsprachigen Fragestellung gibt, machen es über Versuche ähnlicher Art hinaus sehr bemerkenswert.

NORBERT BROX, *Die Pastoralbriefe* (Regensburger Neues Testament 7, Bd 2), Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1969.

Wie sehr urchristliche Botschaft neu interpretiert werden kann, zeigt sich u. a. auch im Übergang von Paulus zu den Pastoralbriefen. Hier ist weder mit einer Verwechslung von Echtheit und Apostolizität gedient, noch ist mit dem Schlagwort ›Frühkatholizismus‹ gegen die Legitimität solcher Neuinterpretation anzugehen. Brox, der Freundorfers Kommentar (Regensburger Neues Testament 1950, ³1959) auf den neuesten Stand bringen sollte, legt hier eine völlige Neubearbeitung der Pastoralbriefe vor. Bei keiner anderen Schrift des Neuen Testaments ist die Verfasserfrage von so weittragender Bedeutung wie in den Pastoralen. Die Echtheits- oder Unehtheitsklärung »hat mit dem Paulusbild zu tun, mit der Einschätzung paulinischer Theologie, mit der grundsätzlichen Beurteilung geschichtlicher Vorgänge, mit dem Entscheid über Vermutbares und Unvorstellbares an Entwicklung im Denken eines Menschen (Paulus) und im Werden einer Institution und dergleichen« (24). Die Gründlichkeit, mit der hier allen Kriterien der Echtheitsfrage nachgegangen wird, und das klug abwägende Urteil auch bei den kleinsten Nuancen des Textes weisen Brox erneut als ausgezeichneten Kenner des frühchristlichen Schrifttums aus. Daß die Annahme urchristlicher Pseudepigraphie – die nichts mit dem modernen psychologisierenden Verständnis von Pseudonymität zu tun hat – für das Verständnis der Pastoralbriefe und auch der echten Paulinen nur Gewinn bedeutet, wird hier klar demonstriert.

Begrüßenswert ist ferner, daß der Leser immer wieder mit der – soweit ich sehe – bis Juni 1968 vollständigen Bibliographie konfrontiert wird und damit ein sehr objektives Bild einer Auslegung bekommt. Nach vielen Mißverständnissen historischer und dogmatischer Natur erscheint heute von einer Theologie aus, die die Anthropologie wiederentdeckt hat, auch der Zugang zur Denkweise der Pastoralbriefe ebnet zu sein. Man wird sie wieder unbefangener lesen können als eine – in einer neuen Situation durchaus legitime – Stimme paulinischer Tradition und dabei die Interpretation von Brox gerne beiziehen.

Nach der Lektüre dieses Buches wird man je-

doch nur erneut bedauern, daß kurzsichtige Vorsicht noch immer solch qualifiziertes Können im Rahmen einer Universität für entbehrlich hält.

Peter Trummer

Hinweise

Der in Heft 1 dieses Jahrgangs veröffentlichte Beitrag von HILDEGARD HARMSSEN, *Die Diskussion über die Wiedereinführung des Diakonats*, ist erstmals erschienen in: *Die Mitarbeiterin* (Werkheft für Frauenseelsorge und Frauenbildung) 19 (1968) 69–74.

GÜNTER BIEMER, s. Heft 1/69. 7402 Kirchentellinsfurt, Sonnenhalde 107.

ANTON GRABNER-HAIDER, geb. 1940. Seit 1968 Professor für Religionspädagogik an der Päd. Akademie in Graz. Veröffentlichte u. a.: *In Gottes Zukunft*, Einsiedeln 1968; *Verkündigung als Einladung*, Mainz 1969. A 8020 Graz, Karlauerstraße 65.

FERDINAND KERSTIENS, geb. 1933. Seit 1968 Studentenpfarrer in Münster. Prom. über *Die Hoffungsstruktur des Glaubens* (erscheint im Herbst 1969 im Matthial-Grünwald-Verlag, Mainz). 4400 Münster, Frauenstraße 3–7.

JOHANNES NEUMANN, seit 1965 o. Professor für Kirchenrecht an der Universität Tübingen. Veröffentlichte u. a.: *Eine Verfassung für die Freiheit*, in: *Wort und Wahrheit* 23 (1968) 387–400; *Mischebe und Kirchenrecht*, Würzburg 1967. 7401 Hirschau, Blumbergstraße.

HELEN SCHÜNGEL-STRAUMANN, geb. 1940. Studium der Theologie in Tübingen, Paris und Bonn. Assistentin am alttestamentl. Seminar der Universität Bonn. Promotion. Jetzt im Berufsschuldienst tätig. 5350 Euskirchen, Malmedyer Straße 57.